

Mission - die ganze Welt im Blick ...



Christoph Krumm lebt mit seiner Frau Dorothee und ihren drei Kindern in Zagreb / Kroatien. Ihre Heimatgemeinde ist Weitefeld. Er schreibt:

Der „Eiserne Vorhang“ fiel - und im Osten Europas taten sich ungeahnte Möglichkeiten auf. Nicht nur politisch und wirtschaftlich - auch für das Evangelium. Ein ganzes Missionsfeld tat sich plötzlich direkt vor unserer Nase auf. Und Christen aus allen Denominationen und Kirchen machten sich auf, um diese einmalige Gelegenheit zu nutzen. Unsere osteuropäischen Nachbarn, die jahrzehntelang unter dem kommunistischen Joch lebten, mussten die frohe Botschaft hören. Für uns hieß das: Humanitäre Hilfe und Missionseinsätze mit der Bibel- und Missionshilfe Ost e. V. (BMO). Zuerst in Rumänien, dann in Bulgarien und in Russland. Schließlich wurden wir auf die Nöte im ehemaligen Jugoslawien aufmerksam. Schreckliches Gemetzel und große Not, die nur ein Krieg auslösen kann, lenkten den Fokus schließlich auf dieses kleine Land mit seinen 4,5 Millionen Einwohnern.

Bei den ersten humanitären Einsätzen in den Jahren 1991 und 1992 war ich noch Student mit Ambitionen in der Wirtschaft. Aber die vielen Fahrten, die Zeit mit den Menschen vor Ort in den Flüchtlingslagern und die Gemeinschaft mit den dortigen Gemeinden veränderten meinen Fokus und meine Prioritäten. Hinzu kam eine große Offenheit. Jahrzehntelanger Kommunismus ließ ein Vakuum nach der Wahrheit entstehen. Die Resonanz auf unzählige Literatur-

gutscheine und Bücher war überwältigend. Die Gewissheit reifte in mir, dass der Herr mich als Missionar in Zagreb, der Hauptstadt Kroatiens, haben wollte. Auch unsere Heimatgemeinde Weitefeld kam zu diesem Schluss und legte uns die Hände für diesen Dienst auf. Seit 1998 nennen wir somit Zagreb unsere zweite Heimat.

In den Anfängen bekehrten sich die Menschen leicht und schnell - es war eine Mini-Erweckung. Aber diese Phase hielt leider nicht lange an. Heute ist das damals existierende Vakuum, durch alles, was der Westen anbietet, gestillt. Hinzu kommt eine stark katholisch-nationalistische Tradition. Das ist heute das große Hindernis für das Evangelium.

Auch wenn die Umstände sich in den letzten Jahren stark geändert haben, unsere Prinzipien sind geblieben. Wir sind überzeugt, dass es nach wie vor das Wichtigste ist, Jünger zu machen. Jesus ist mehr an Qualität als an Quantität interessiert. So haben wir ständig großen Wert darauf gelegt, dass die Gläubigen persönlich im Glauben wachsen. Viele Treffen eins-zu-eins; der Mentor mit seinem Schüler, Austausch, Gebet, Ermutigung, persönliche Unterweisung - das war und ist uns wichtig. Wie Paulus es den Thessalonichern sagte: Ich war euch wie ein Vater und wie eine Mutter, ich habe euch mein eigenes Leben mitgeteilt. Während in den Anfangsjahren die Leute durch große Veranstaltungen zum Glauben kamen, heißt es heute: Freundschaftsevangelisation. Offene Häuser, offenes, transparentes Leben, einen durstig-machenden Lebensstil führen, um so die uns Nahestehenden mit dem Evangelium bekannt zu machen.

Wir haben inzwischen 3 Älteste, einige neue Anwärter, 2 Diakone und eine große Anzahl treuer Mitarbeiter in verschiedenen Diensten. Ein neues großes Missionsfeld sind die vielen Gemeindeglieder! Hier werden wir in den nächsten Jahren viel zu investieren haben. Was unsere großen Herausforderungen sind, ist die Frage, wie wir das Evangelium weiterbringen. Und auch wie die Gemeinde besser in einer Großstadt funktionieren kann, in der ein hohes Tempo herrscht, wo viel gearbeitet und schnell gelebt wird und wo wenig Zeit zur Ruhe ist. Vor uns liegen viele Herausforderungen, aber die Lösungen sehen wir innerhalb der biblischen Prinzipien. Möge der Herr uns viel Weisheit schenken, damit auch in Zukunft noch „eiserne Vorhänge“ fallen. Denn der Gott, der den dicksten Vorhang von oben nach unten zerriss, kann auch uns heute noch Türen auf tun.



Thomas Depner lebt mit seiner Frau Petra und ihren 4 Kindern auf der Insel Biem / Papua Neuguinea. Ihre Heimatgemeinden sind Dillenburg-Manderbach und Friedrichshausen. Zusammen mit ihnen arbeiten ebenfalls auf Biem die Familien Bucer und Chen. Thomas schreibt:

Vor fünf Tagen hatten sie den Mann begraben und nun sollte er seine letzte Mahlzeit bekommen. Sein fünftägiger Besuch im Totenreich der väterlichen Verwandtschaft war vorbei und jetzt kamen seine mütterlichen Vorfahren, um ihn zu ihrem Totenreich zu holen. Bei Einbruch der Dunkelheit wurden Essen, Tabak, Kokosnüsse und Kleidung auf ein Blätterbett gelegt, und dabei wurde der Name des Toten angerufen. Ein Mann, der in Trance war, schaute dabei zu, bis er dann plötzlich wild aufsprang. Er packte das Bett und schüttelte daran. Dann rief er: „Das Boot ist abgefahren.“ Jeder floh. Es war jetzt Zeit für die Mahlzeit der Geister.

Mit diesen Eindrücken begab ich mich auf den Heimweg, stellte aber fest, dass der Mann in Trance nicht weit wegelaufen war. Er begleitete eine charismatische Singegruppe, die einen Krankenbesuch machte. Er war ja auch ein geistlicher Leiter der größten Kirche auf der Insel. Nachdem sie gesungen und gebetet hatten, ging er zu der Familie des Verstorbenen und fing an, in der Stimme und mit der Persönlichkeit des Toten zu sprechen.

Synkretismus. Deutlicher als woanders erleben wir hier auf Biem, wie der Glaube der Vorfäter mit einer Form des christlichen Glaubens vermischt wird. Die Bibel ist ein Buch, das einen detaillierteren Bericht über ihren bereits vorhandenen Ahnenglauben gibt. Moralisch gilt sie als eine gute Richtlinie, wird aber nur wenig umgesetzt. Warum auch, wenn doch beim nächsten Besuch des Priesters komplette Vergebung zugesprochen wird.

Seit vielen Jahren wird Papua Neuguinea in der Statistik als christliches Land geführt. Warum gibt es also immer noch so viele Missionare von New Tribes Mission (NTM) hier? Nach über einem Jahr auf Biem gibt es für mich keinen Zweifel mehr daran, dass diese Menschen hier noch genauso verloren sind, wie sie es vor 100 Jahren waren, als noch kein Weißer die Insel betreten hatte. Die christliche

Religion wurde nur in ihrer äußerlichen Form angenommen und hat zu keiner wirklichen Wiedergeburt geführt.

Seit vielen Jahren kommen Missionare nach PNG, aber nur wenige nehmen sich die Zeit, ihre Zielgruppe richtig zu verstehen. Die Weißen werden oft als zurückgekehrte, verstorbene Vorfahren angesehen, die jetzt das Geheimnis des Segens und der Güter wissen, und deshalb so viele Dinge besitzen. Ihr Ziel ist es also, Freunde der Missionare zu werden, in der Hoffnung, dass diese das Geheimnis weitergeben. Die Aufforderung zum Besuch der Kirche, das Einhalten der 10 Gebote oder das Vater-Unser-Gebet werden als Teil des Rituals verstanden, um an den Segen Gottes heranzukommen.

Als NTM nehmen wir uns bewusst ein paar Jahre Zeit, um mit den Menschen gemeinsam zu leben und ihre Sprache und Kultur zu erlernen. Dies gibt uns einen sehr guten Einblick in ihren Alltag und auch in ihr wirkliches Glaubensleben. Aus diesem Grund sehen wir es als notwendig an, den Leuten nicht nur das Evangelium zu sagen, sondern es ihnen in einer Weise zu sagen, die sie verstehen. Dies ist nicht nur von der Wahl der Sprache und der Worte abhängig, sondern erfordert ein großes Maß an Verständnis von ihrer kulturellen Sicht der Dinge, mit der sie alles Gehörte interpretieren.

Seit ein paar Tagen hat eine neue Phase in unserer Arbeit hier begonnen. Wir sprechen bewusst Dinge an, die der Weltanschauung der Leute hier widersprechen und stellen gezielte Fragen zu ihrem biblischen Verständnis.

Bisher haben wir sehr viele betroffene Gesichter gesehen und hören ständig Kommentare wie „Wir auf Biem haben noch keine Ahnung von dem wirklichen Grund der Bibel. Wir beten und singen Lieder, aber wir wissen nicht, was sie bedeuten.“ Der Hunger nach der Wahrheit ist sehr groß und so arbeiten wir eifrig daran, einen Lese- und Schreibunterricht zu erstellen und sind dabei, die ersten Schritte in Richtung Bibelübersetzung zu gehen. Unser Ziel ist es, die Biem-Leute chronologisch durch den Rettungsplan Gottes zu führen und vor ihnen den gesamten Ratschluss Gottes zu entfalten. Dabei werden wir viele kulturelle Aspekte benutzen, um ihnen jüdische Kultur und biblische Konzepte besser verständlich zu machen.

Erich Pfister lebt mit seiner Frau Marita und ihren 5 Kindern in Eirunepé / Brasilien. Ihre Heimatgemeinde ist Hammelburg. Erich schreibt:

Wir arbeiten, zusammen mit Maria Du Carmo (bras. Mitarbeiterin), seit 2007 in Brasilien, genauer gesagt im Nord-Westen im Amazonas. Dort sind einige Stämme der Canamari ansässig. Unser primäres Ziel ist das Erlernen der Sprache und im Zusammenhang damit auch das Erforschen der Kultur der Canamari. „Unser Konzept“ ist darauf aufgebaut, erst mit der Lehre zu beginnen, wenn die Sprache gut beherrscht wird und der Großteil der Kultur erforscht ist, sodass wir uns mit ihnen total identifizieren können. Die Canamari leben noch immer sehr „rückständig“ und wir sind diejenigen, die sich an ihren Lebensstil oder Lebensweise anpassen müssen, um tiefe und feste Beziehungen aufzubauen, was das „A und O“ für die Evangelisation und das Lehren ist. Die Canamari leben



und denken sehr einfach. So kostet es viel Zeit und Schweiß und bringt Krankheit und viele Mückenstiche mit sich, wenn man mit ihnen arbeiten möchte, da wo sie leben, arbeiten, essen etc. Berücksichtigung findet alles, was sich in ihrer Kultur „abspielt“ und worüber wir ihre Denkweise noch nicht kennen. Westliche Denkweise oder auch nur Ansätze davon machen Türen zu ihren Herzen komplett zu.

Wir (d.h. Marita und DuCarmo) sind auch bei der medizinischen Versorgung der Indios tätig, was ein großes Potential für Kontakte darstellt.

In unserer Siedlung leben ungefähr 150 Indios. Aber die Canamari sind weit verstreut - man spricht etwa von 3500 Canamari-Indios. Die Canamari leben zu 90% von dem, was sie auf ihren Feldern anbauen. Sie sind nicht gerne gesehen und werden speziell in der Stadt als „nicht vollwertig“ behandelt. Deshalb versuchen die Indios oft ihre Identität zu verdecken, was ihnen natürlich nicht gelingt. Der Alkohol ist wohl das größte Problem bei den Indios. Die sonst friedlichen Canamari werden dann auch schnell gewalttätig und dies endet dann oft traurig. Es gibt viel Malaria, Infektionen und besonders die Kinder haben ein schweres Leben. Stehlen z.B. ist an der Tagesordnung (auch untereinander) und das bringt einen oft ans Limit. Heute aber respektieren die Canamari unsere Sachen, während das Stehlen untereinander immer noch fortbesteht. Es war sehr schwer, dies durchzusetzen und brauchte sehr viel Sensibilität und Ausdauer, war aber schon Teil der Vor-Evangelisation. Wir haben einige sehr gute Kontakte zu den Indios. Dafür sind wir sehr dankbar. Die Canamari versorgen uns, je nach Saison, mit Fleisch, Fisch und Früchten. Im Tausch dafür geben wir ihnen Kleider und mehr.

Konrad Binder lebt mit seiner Betty und ihren 2 Kindern in Puerto Princesa / Philippinen. Ihre Heimatgemeinde ist Metzingen. Konrad Binder schreibt:

Noch blutverschmiert lag das neugeborene Baby auf dem Bambusboden der schlichten Hütte. Alle Fenster waren verdunkelt, damit weder Licht noch Wind ins Innere der Hütte dringen konnten. Einzelne Lichtfäden, die das löchrige Blätterdach durchbrachen, erhellten den engen Raum. Das Huhn, das zeitgleich mit dem ersten Schrei des neugeborenen Kindes geschlachtet werden musste, war

schon im Topf und diente bald als Mittagessen für die ganze Verwandtschaft, die um die Hütte versammelt war. Es fehlten nur noch die Blätter einer bestimmten Pflanze, welche um die Stelzen der Hütte befestigt werden mussten. Die bösen Geister würden bald das frische Blut und das neugeborene Kind riechen. Nur diese Blätter und vollkommene Isolation würden das Neugeborene und seine Mutter vor deren Angriff schützen. „Janrell“ war in eine verzweifelte, von Furcht regierte Welt geboren worden.

Ende 2008 zogen wir als Familie in den Volksstamm der Tagbanoas/Cuyanans in den kleinen Ort Barawnon ein. Ein Jahr später kamen unsere Partner Nate & Megan hinzu. Unser Ziel: Gemeindegründungsarbeit unter den Tagbanwas und Cuyanans. Mit Begeisterung machten wir uns an die Arbeit, die Sprache und die Kultur der Menschen um uns herum zu lernen. Schon durch das Training von NTM wurden wir darauf vorbereitet, dass diese zwei Bereiche essentiell sind, um Zugang zu den Herzen der Stammesleute zu finden. Erst wenn wir ihre Sprache sprechen und ihre Welt verstehen, würden wir in der Lage sein, ihnen das Evangelium in relevanter Art und Weise weiterzugeben.

Je mehr wir uns mit der Welt der Stammesleute auseinandersetzen, umso deutlicher erkennen wir die tiefgreifenden Unterschiede zwischen ihrem und unserem Verständnis der Welt. Ihre Fragen und Probleme drehen sich nicht um Evolution kontra Kreationismus oder dem nachhaltigen Umweltschutz. Sie werden vielmehr von Fragen geplagt, die uns völlig fremd sind: „Wie kann man böse Geister besänftigen? Wie schützt man sich am besten vor ihnen? Was muss man tun, um nicht ihren Zorn fürchten zu müssen?“

All das und noch vieles mehr hat später auch Konsequenzen in der Gemeindegründung: Wie die Zusammenkünfte, die Anbetung oder die Verkündigung aussehen, ist schließlich durch unseren kulturellen Hintergrund geprägt. Und wir wollen nicht „unsere Version“ von Gemeinde predigen, sondern Christus und ihn allein in ihre eigene Kultur. Der Inhalt bleibt der gleiche, aber die Form muss anders aussehen.

Doch erst wenn wir die Sorgen und Fragen dieses Stammes gründlicher kennen und verstehen, werden wir in der Lage sein, ihnen „die richtige Antwort“ zu bringen, welche alle ihre Fragen beantwortet und ihre Furcht wegnehmen wird: Jesus Christus.





**Miriam Ille lebt in Pucallpa / Peru.
Ihre Heimatgemeinde ist Sindelfingen. Sie schreibt:**

Wo die Straße von Lima über die Anden sich ins Amazonastiefeland schlängelt und dann am Fluss Ucayalie als Sackgasse endet, liegt Pucallpa. Pucallpa heißt übersetzt „bunte Erde“. 15 km außerhalb dieser Stadt befindet sich die Missionsstation von Indicamino. Auf der Missionsstation arbeiten Missionare aus Peru, Deutschland, der Schweiz und Paraguay. Indicamino arbeitet unter verschiedenen Indianerstämmen des Tieflandes und bietet ihnen die Möglichkeit eine Ausbildung als Pastor, Schreiner, Mechaniker oder Kleintierzüchter zu absolvieren. Für diese Ausbildung kommen die Indianer mit ihren Familien auf die Missionsstation.

Auf der anderen Seite gehen Missionare aber auch in die Stämme und führen dort Kurse durch. Das ist zum Beispiel meine Aufgabe. Ich werde von verschiedenen Stämmen eingeladen einen Kindermitarbeiterkurs durchzuführen. Bis jetzt gibt es wenige gut funktionierende Kinder- bzw. Sonntagsschulen in den Dorfgemeinden, weil viele der Meinung sind, dass die Kinder nicht viel verstehen. Der Kurs geht über drei Wochen lang. Sie lernen verschiedene Kinderlieder in Spanisch, wo wir versuchen, einige in ihre Indianersprache zu übersetzen. So können die Lieder besser verstanden werden und ins Herz der Kinder gehen. Meistens arbeite ich mit einem einheimischen Übersetzer. Der Hauptschwerpunkt liegt in den ersten beiden Wochen auf dem kindgerechten Erzählen biblischer Geschichten. Und das ist eine Herausforderung für sie. Sie sind es nicht gewöhnt, Texte zu lesen, da viele keinen richtigen Schulabschluss haben. So üben wir das Erzählen zuerst in kleinen Gruppen bis sich die ersten trauen, vor allen Teilnehmern die Geschichte in ihrer Sprache wiederzugeben. Ist dieser Schritt geschafft, überlegen wir, wie man eine Einleitung gestalten kann und was die Kinder aus dieser biblischen Geschichte für ihr Leben lernen können. In der dritten

Woche gehen wir in kleinen Gruppen in die verschiedenen Nachbardörfer. Dort können die Teilnehmer ihre ersten Erfahrungen sammeln. Nach Ende des Kurses bekommen sie ein Heft mit Lektionen, die für ein gesamtes Jahr reichen. Im darauffolgenden Jahr findet ein zweiter Kurs statt, um verschiedene Dinge zu vertiefen. Im dritten Kurs helfen mir indianische Kindermitarbeiter, die über den Zeitraum selbst treu Kinderstunde gemacht haben, und nun eigene Erfahrungen einbringen können. Das Ziel ist, dass diese fähigen Mitarbeiter im darauffolgenden Jahr selbständig einen Kurs für neue Mitarbeiter durchführen.

Meine Aufgabe ist noch nicht zu Ende ...

Mit Sack und Pack kam ich im Januar direkt von Nepal nach Wiedenest, um mich dort vorzustellen. Was Mission angeht, bin ich kein Neuling. Seit 1998 war ich mit Christliche Fachkräfte International (CFI) in sehr abgelegenen Regionen in Nepal als Entwicklungshelferin tätig.

Die ersten fünf Jahre in Nepal verbrachte ich im Rukum Distrikt und half der Partnerorganisation TEAM (The Evangelical Alliance Mission) beim Aufbau ihres an drei Distrikte angrenzenden Missionskrankenhauses. Dieses Krankenhaus haben wir dann an einen einheimischen christlichen Träger übergeben dürfen und ich habe somit meinen Dienst dort abgeschlossen.

Dort sowie in Jumla, meinem jetzigen Einsatzort, gab es bis vor kurzem keine befahrbaren Straßen. Die Regionen waren nur mit Kleinflugzeugen zugänglich. Zu Fuß ist es natürlich auch möglich, aber dafür muss man sich dann schon einige Tage Zeit nehmen und mehrere Höhenpässe (über 4.000 Meter) überwinden. Bei meinem nächsten Einsatz im Jahr 2006 wollte ich dann etwas höher hinaus und bin mit International Nepal Fellowship (INF) in Jumla gelandet.



Das Distriktzentrum, wo ich wohne, liegt auf 2.600 Metern Höhe und circa 600 km nordwestlich der Hauptstadt Nepals, Kathmandu. Die ersten drei Jahre gab es dort kein Telefon und kaum Elektrizität. Inzwischen über die Jahre hat sich vieles in Jumla getan. Mittelalterliche Verhältnisse und Errungenschaften des 21. Jahrhunderts treffen nun aufeinander und sorgen immer wieder für amüsante, aber auch kritische Situationen. Seit einigen Monaten kann ich am „beinah“ Ende der Welt sogar drahtlos ins Internet. An diesen bahnbrechenden Entwicklungen war ich aber nicht beteiligt ...

In Jumla war ich bisher mit dem Aufbau von Dorfgesundheitsprogrammen beschäftigt. Das beinhaltete viele Fußmärsche zu den abgelegenen Gesundheitsposten. Meine Hauptaufgabe lag darin, medizinisches einheimisches Personal und Dorfgesundheitsshelferinnen zu schulen und zu beraten. Die schwere Lage der Frauen und Kinder lag mir besonders am Herzen. Über 70% der Kleinkinder leiden an chronischer Unterernährung und sind dadurch bedingt in ihrer Entwicklung sehr beeinträchtigt. Mit meinen einheimischen Kollegen zusammen habe ich dann ein Ernährungsrehabilitationszentrum mit acht Betten für die schwersten Fälle aufgebaut. Mit INF (der Partnerorganisation von Wiedenest) gab es durch die vielen Dorfbesuche und den Dienst an Kranken unzählige Möglichkeiten zum Zeugnis, Gebet für die Patienten und Dienste, wo Gottes Liebe ganz praktisch zum Ausdruck kommen konnte. Es war ausgesprochen ermutigend und ein Vorrecht, zu erleben und mit daran teilzunehmen, wie der Herr Menschenleben verändert und erneuert.

Mein Vertrag mit CFI endete im Februar dieses Jahres und konnte nach dem Entwicklungshelfergesetz nicht mehr weiter verlängert werden. Beim Beten und Überlegen, was als Nächstes dran ist, traf ich auf absolute Perspektivlosigkeit. Mir lag weiterhin Jumla am Herzen und ich hatte den starken Eindruck, dass meine Aufgaben dort noch nicht zu Ende sind. Da sich aber vorerst mal die Tür für einen weiteren Einsatz dort zu schließen schien, überlegte ich mir, mich von CFI in ein neues Projekt in Nepal senden zu lassen. Doch hatte ich Zweifel und keinen wirklichen Frieden darüber. Ich hatte nur noch zwei Monate bis zu meinem Vertragsende und keinerlei Perspektiven, weder in ein neues Projekt zu wechseln noch nach Deutschland zurückzukehren. Mitten in diese Überlegungen und Perspektivlo-

sigkeit hinein kam dann eine plötzliche Wendung. INF hat ihren Hauptsitz in Australien und von dort kam ein Team von Leitern und Sponsoren, die Teile der Dorfgesundheits- und -entwicklungsarbeit in Jumla finanzierten. Sie wollten sich die Arbeit vor Ort ansehen und übernachteten bei mir. Wir hatten regen Austausch sowie Zeiten miteinander im Gebet. Sie waren sehr erfreut über die Entwicklung und Auswirkungen der Projekte. Sie besuchten einige unserer Frauengruppen und waren überzeugt von dem ganzheitlichen Dienst dort, der auch weitreichende Möglichkeiten für das Evangelium beinhaltete. Sie bedauerten sehr, dass mit all den vielen Möglichkeiten vor Ort kaum qualifizierte Mitarbeiter da sind, die in so ein abgelegenes Gebiet gehen können.

Als ich ihnen mitteilte, dass ich gerne weiterhin in Jumla arbeiten und leben wollte, boten sie mir ganz spontan Unterstützung an und empfahlen mir eindringlich, eine deutsche Partnerorganisation zu suchen. Ich spürte eine innere freudige Aufregung und es war mir, als würde Gott mir die Tür für Jumla wieder öffnen. Über CFI kam ich mit Forum Wiedenest in Kontakt und bewarb mich. Dort im Hochgebirge von Jumla bin ich nicht nur umgeben von hohen Bergen, sondern dort gibt es auch bergeweise Arbeit und Möglichkeiten für das Evangelium. Gott hat mir die Tür erneut geöffnet. Darum sehe ich für die nächsten Jahre weiterhin meine Aufgaben dort und werde im August von Forum Wiedenest dorthin entsendet.

Susanne Hutter

Der Mensch denkt, Gott lenkt ...

Das Jahr 2010 brachte uns, Iris und Karl-Friedrich, das Land Tansania wieder einmal in Hautnähe. Wen wundert das? Lag doch unsere letzte Reise in die zweite Heimat von Iris schon eineinhalb Jahre zurück! Drei Wochen Baueinsatz in Mtwara und zehn Tage auf der Station in Dar es Salaam im Sommer 2010 - könnte daraus noch mehr werden? Doch nach unserer Rückkehr legten wir diesen Gedanken wieder beiseite.

Zur Erklärung: Iris (damals noch Riemer) arbeitete von 1988 bis 2002 in der Verwaltung der Mission in Mbesa mit. Durch ihre anschließende Tätigkeit als Missionssekretärin bei Forum Wiedenest blieb sie weiterhin im engen Kontakt



TANSANIA

zu Tansania und unseren Mitarbeitern und Geschwistern dort. Auch Karl-Friedrich hat durch mehrere Arbeitseinsätze und Besuchsreisen eine Liebe für dieses Land und seine freundlichen Menschen entwickelt.

Für unsere beiden Missionarinnen in Dar es Salaam wurden schon seit längerem Nachfolger gesucht. Im Herbst überschlugen sich für uns die Ereignisse: Gedanken, Anfragen, Eindrücke, Ideen - uns wurde klar, dass wir das nicht mehr nur als eigene „Spinnereien“ abtun konnten. Sollte es vielleicht eine Anfrage Gottes an uns sein: „Wollt ihr nicht nach Dar es Salaam gehen?“

Es fehlten dann nur noch wenige Puzzlesteine, bis Gott uns das fertige Bild vor Augen hielt: Einen Einsatz für zwei Jahre in Dar es Salaam als unterstützender Dienst für unsere Missionsarbeit im Landesinneren.

Dar es Salaam ist ein Knotenpunkt für alle an- und abreisenden Missionare und Besucher. Außerdem sind dort die wichtigsten Behörden, z.B.

für die Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigungen, der Hafen und zentrale Einkaufsmöglichkeiten, z.B. technische Ersatzteile, Medikamente für das Krankenhaus Mbesa.

Die Gästebetreuung,

Containerabwicklung, Behördengänge und der vielfältige Einkauf werden zu unseren Aufgaben gehören.

Wir hätten uns sicherlich einen „beschaulicheren“ Einsatzort ausgesucht, da wir kräftemäßig nicht mehr aus dem Vollen schöpfen können. Für Karl-Friedrich kommt im reifen Alter noch die Sprachbarriere und deren Überwindung hinzu.

Zum 50sten Geburtstag von Iris Anfang des Jahres stand folgender Satz in den Losungen: Gott spricht: „*Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig*“ (2. Korinther 12,9).

So wollen wir es immer wieder lernen, dass es nicht darauf ankommt, was wir zu tun vermögen, sondern dass wir uns mit dem wenigen, was wir beizutragen haben, ihm zur Verfügung stellen. Und er hat versprochen, mit uns zu sein mit seiner Kraft und seinem Segen. Und deshalb freuen wir uns auf die vor uns liegende Herausforderung und sehen es als besonderes Geschenk von Gott, diesen Dienst in Tansania nun gemeinsam tun zu können.

Iris & Karl-Friedrich Monhof

Mbesa ist für mich zur Heimat geworden ...

Kennt Ihr die Geschichte von dem kleinen Mönch, der aus seiner Klosterzelle auszog in die weite Welt, weil es ihm zu eng wurde, und schließlich mit Freude im Herzen zurückkehrte, weil er die Welt gesehen hatte?

Seit 2002 war ich im Missionskrankenhaus in Mbesa/Tansania als Ärztin tätig. Diese Zeit hat mich herausgefordert, an meine Grenzen gebracht und mir geholfen, barmherziger mit meinen Mitmenschen zu werden. 2009 wollte ich meine Zelte dort abbauen, weil ich das Ziel hatte, eine mobile Klinik bei bzw. mit den Massai im Norden von Tansania aufzubauen. Mit diesem Ziel vor Augen führte mich mein Weg zunächst zu den Diakonissen im Hohrodberg (Elsaß), wo ich beim Putzen Französisch lernen wollte als Vorbereitung für einen Einsatz im Niger. In der Kapelle dieses schönen Fleckchens Erde kam mir Mbesa schon das erste Mal wieder in den Sinn. Ich beschloss, über Weihnachten



und Silvester nochmals bei den alten Kollegen auszuhelfen. Danach ging ich für drei Monate in den Niger, um unter Anleitung einer deutschen Gynäkologin mehr Erfahrung in Geburtshilfe zu bekommen. Das ist gelungen, aber auch eine andere Lektion gab es dort zu lernen. Kurz nach meiner Ankunft durften wir uns alle nur noch auf dem Gelände der Mission bewegen, weil es außerhalb zu gefährlich erschien. Da bekam Mbesa für mich eine größere Weite, wo ich nicht „eingesperrt“ war. Mir wurde bewusst, wie sehr mir Mbesa in den vielen Jahren dort zur Heimat geworden ist. Nun erscheint es mir sinnvoller, von dort aus zeitlich begrenzte Aktionen mit den Massai durchzuführen, was ich auf diese Weise besser organisieren und auch durchstehen kann.

Im November dieses Jahres möchte ich wieder zurück nach Mbesa gehen. Dort kann ich mich erneut mit meinen Gaben und meinem Wissen einbringen, denn es gibt nur wenige Mediziner, die in abgelegenen Gebieten Afrikas arbeiten wollen. Vieles, was ich im Niger in der Geburtshilfe gelernt habe, werde ich in Mbesa anwenden können. Als ich im vergangenen Jahr über Weihnachten und Silvester in Mbesa war, habe ich das Miteinander und die Zusammenarbeit mit den einheimischen Mitarbeitern als besonderes wohlthuend empfunden.

Nun freue ich mich schon wieder auf die Lieben dort, auf die Herausforderungen und die Gemeinschaft. Auch die Massai sind nicht vergessen. Ich werde im Oktober mit den „Flying Doctors“ für drei Tage in der Massai-Steppe im Einsatz sein.

Zurzeit arbeite ich noch bis Anfang September in einer Suchtklinik in Elbingerode in einem netten Team auf der Station für Innere Medizin. Unsere Patienten kommen zur Entgiftung und werden mit guten Tagesstrukturen und Gesprächen unterstützt, ein Leben ohne Alkohol zu führen.

Dr. Iris Schlagehan